

# 22 FEUILLETON

## Großartig geschmacklos, diese Klamotten!

Tolle Déjà-vus: Vinterbergs Film „Die Kommune“

Die Dänen galten mal als libidinöse Trendsetter Europas. Sie waren sozusagen die sexuellen Revolutionäre schlechthin, die Pornobranche ohne ihre Vorarbeit schlicht undenkbar. Aber die Kommune haben sie nicht erfunden, die Kommune war eine deutsche Kreation. Sex and Crime unter einem Dach gewissermaßen, denn in der Kommune aller Kommunen, der Kommune in Berlin, lebten ja nicht nur Rainer Langhans und Uschi Obermaier, sondern auch die Linksterroristen Dieter Kunzelmann und Fritz Teufel.

VON BARBARA MÖLLER

Von einer Kommune ist das, was wir in Thomas Vinterbergs neuem Film sehen, also weit entfernt. Da kann der Däne die Siebzigerjahre-WG, in die seine Eltern mit ihm zogen, noch so oft Kommune nennen – es wird keine draus. Wer in den Siebzigerjahren studiert hat, kennt sich aus. Putzpläne (die nicht funktionierten), Kritik- und Selbstkritik-Abende im Gemeinschaftsraum, bei denen es auch um das Abwerten bürgerlicher Spießigkeit, letztlich aber doch um den Ärger mit den Putzplänen ging, Heiße-Stuhl-Sitzungen, wenn ein Zimmer frei war, mit verzweifelten Interessenten, die einen Stein und ihre Leinwand, dass Putzpläne quasi ihre Leidenschaft war, wovon man aber nichts mehr merkte, wenn sie sich erst mal hässlich eingerichtet hatten.

Vinterbergs Film „Die Kommune“ spielt also in einer WG. Erik, Architekturstudent, Anfang 30 (Ulrich Thomsen spielt ihn – dass er haarscharf so aussieht wie Vico von Bülow in „Octopus“), sorgt immer wieder für eine irritierende Ablenkung, hat einen alten Kasten am Stadtrand von Kopenhagen geerbt. Den könnte er im Handumdrehen verscheln, aber seine Frau Anna (Trine Dyrholm) hält ihn davon ab. Sie will raus aus dem Mutter-Vater-Kind-Schema und mal was anderes erleben. Das klappert, kann man sagen, Erik führt eine Affäre mit einer Studentin



Stadtfilm: Acht Erwachsene und zwei Kids bilden „Die Kommune“

an. Er lebt wider Erwarten auf. Mit Anna geht's dafür beider. Im Fernsehstudio sieht sich die bis dato bewunderte Stadtmoderatorin plötzlich hinter die Kulissen verfrachtet, und zu Hause zieht die Konkurrentin ein. War das so? Natürlich nicht. Aber der Regisseur, dem wir schon verstörte Dramen wie „Das Fest“ und „Die Jagd“ verdanken, wird seinem Werk partout eine weitere filmische Familienaufstellung hinzufügen, und so gerät ihm der Stoff, aus dem jeder andere eine Komödie gemacht hätte, zur Semi-Tragödie mit durchaus unbarmerherzigen Zügen. Fast könnte man den Verdacht kriegen, dass Vinterberg moralisch abrechnet, so, wie er mit der armen Anna umspringt.

Trotzdem wird jeder, der damals in einer WG gelebt hat, größtes Vergnügen an seinen Déjà-vus haben. An den Klamotten (auf großartige Weise geschmacklos), dem Nacktbaden (fröhlicher Usus), dem folgenlosen Gemecker (Warum bin ich eigentlich der einzige Depp, der in die Bier- und Weinkasse einzahlung?). An schönen Sätzen wie diesem: „Du bist ein ganz warmer Mensch.“ So haben wir damals geredet. Steht einem alles wieder vor Augen. Aber während wir unglaublich jung waren damals, ist das Personal in Vinterbergs Versuchsanordnung viel zu alt. Erik, Anna und die anderen sind eher schon die Elterngeneration derer, die das WG-Leben auf der Flucht vor Studentenabockern und Küchenkolben erfinden. Die 68er, lieber Thomas Vinterberg, waren nur die Erfinder des Kinderlärns.

Bleibt nachzutragen, dass Trine Dyrholm auf der Berlinale zu Recht einen Silbernen Bären bekommen hat und dass der Film auf dem Theaterstück beruht, das der ehemalige Lars-von-Trier-Freund und Dogma-Mitbegründer Thomas Vinterberg 2011 für das Wiener Burgtheater geschrieben hat.

Die Freunde der Hebräischen Universität Jerusalem (HUJ) haben eine wissenschaftliche Tagung in Berlin veranstaltet. Es ging um den Nutzen der Naturwissenschaften für den Menschen.

VON ALAN POSENER

Im Zentrum stand ein Vortrag von Hanoch Gutfreund über Albert Einsteins Weltanschauung. Der Professor Emeritus für Theoretische Physik ist Vorsitzender des akademischen Komitees des Albert-Einstein-Archivs an der HUJ. Er stellte er sich unseren Fragen.

**DIE WELT:** Vor hundert Jahren, im März 1916 veröffentlichte Einstein seine Allgemeine Relativitätstheorie.

**HANOCH GUTFREUND:** Nein. Am 25. November 1915. Aber dann setzt er sich hin und schreibt einen längeren Essay, der nicht nur die physikalische, sondern auch die mathematische Ableitung seiner Theorie darlegt. Unser Archiv besitzt das Manuskript dieses Essays, 46 Seiten in Einsteins Handschrift. Es ist eines von etwa 80.000 Dokumenten aus seinem Nachlass.

**Warum befindet sich der Nachlass in Jerusalem und nicht in Princeton, wo Einstein gearbeitet hat?**  
Das hat er so gewollt.

**Warum? War Einstein Zionisten?**

1919 schließt er sich der zionistischen Bewegung an. Im gleichen Jahr wird er über Nacht weltberühmt, als eine der Vorhersagen seiner Allgemeinen Relativitätstheorie durch astronomische Beobachtungen bestätigt wird. Bis zu seinem Lebensende sympathisiert Einstein mit dem Zionismus und vermachte daher in seinem Testament seinen gesamten Besitz der HUJ. Aber dieser Besitz ist rein ideell. Einstein war nicht reich. Im Gegenteil. Nach seinem Tod mussten sogar einige sehr wichtige Dokumente aus dem Nachlass verkauft werden, um bestimmte Unkosten zu decken. Nun sind wir die Wahren dieses Erbes. Aber das bedeutet für uns, es mit der ganzen Welt zu teilen.

**Auch mit Deutschland.**

Ja. Gerade mit Deutschland. Zum Einstein-Jahr 2005 haben wir mit Leibnizjahr die große Einstein-Ausstellung in Deutschland zurückgebracht. Das ist keine Selbstverständlichkeit. Denn nach dem Zweiten Weltkrieg wollte Einstein nie wieder deutschen Boden betreten, und als man ihn einlud, der Max-Planck-Gesellschaft beizutreten, also der Nachfolgerin der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, die ihn als Juden ausgeschlossen hatte, hat er das Job abgelehnt. Der deutschen Regierung und den deutschen Kollegen ist klar, dass man Einstein weder als guten Deutschen noch als guten Juden, den alle lieben können, vereinnahmen kann.

**Die Nazis haben seine Theorien als „jüdische Wissenschaft“ verurteilt.**  
Nicht nur die Nazis. Prominente deutsche Wissenschaftler, darunter Nobelpreisträger, haben Einsteins „jüdische Physik“ kritisiert. Unten Ihnen der große Physiker Philipp Lenard. Es gehört zur Ironie der Geschichte, dass Einstein den Nobelpreis dafür erhielt, eine Theorie für den photoelektrischen Effekt

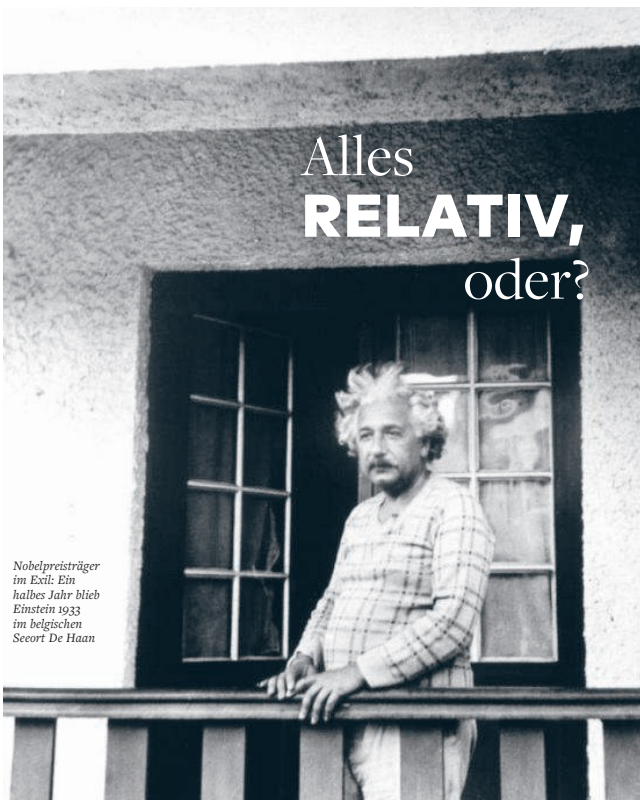
VON PHILIPP HAIBACH

Dann doch lieber als Siegerprämie einen imposanten Siegelring für den männlichen (kleinen) Finger, einen „Chevalier“. Tsangaris gleichnamiger Film erzählt die Geschichte einer durch Beruf, Freund- und Verwandtschaft durcheinandergeprägten Truppe von sechs Männern zwischen Ende 30 und Mitte 60, die auf einer Luxusjacht in der Ägäis immer neue Jungen-Spielen ausheckt. Simple Spielregel: Nur einer ist der Beste. Jeder bewertet jeden.

Und so putzen die Konkurrenten das Schiffsilber, tauschen Tintenfischre-

zepten aus, rennen dabei wie Kampfrichter mit ihren Notizbüchlein herum, verteilen Punkte, ziehen sie wieder ab, bauen Billy-CD-Regale auf oder rufen ihre Frauen an, um sofort aufzuliegen und abzuwarten, welche sich am schnellsten zurückmeldet. Dass es nicht die Mama des pummeligen Muttersöhnchens Dimitris (Makis Papadimitriou) ist, ist ein weiteres Klischee, das Tsangari, prominente Vertreterin des modernen griechischen Films und Mitbegründerin der sogenannten Greek Weird Wave, in diesem Boot-Kammerspiel meisterhaft zu umschiffen weiß.

Tsangari lebt heute wieder in den USA. Nachdem sie ihr Literaturstudium in Thessaloniki beendet hatte, zog sie in den Neunzigerjahren das erste Mal nach New York und Texas und studierte ausgiebig Film, um später nach Griechenland zurückzukehren. Dort schuf sie mit wenig finanzieller Unterstützung durch die dortige Filmförderung unter anderem die schräge und komisch-tragische Vater-Tochter-Geschichte „Attenberg“ (2010), anschließend stand sie als perfekte Haushälterin in Richard Linklaters verkäuflicher, touristentauglichen Hellas-Hommage „Before Mid-



Nobelpreisträger im Exil: Ein halbes Jahr blieb Einstein 1933 im belgischen Seord De Haan

Aus Sicht der Nazis betrieb er eine „jüdische Physik“, dabei waren es die antiautoritären Züge, die Albert Einstein so innovativ machten. Sagt Hanoch Gutfreund. Ein Gespräch über Wissenschaft und Religion

entwickelt zu haben, den Lenard experimentell entdeckt hatte.

**Aber wie ist es mit dem „jüdischen“ bei Einstein? Hat seine Fähigkeit, das Universum in einem völlig neuen Licht zu sehen, etwas damit zu tun?**  
Darüber kann man nur spekulieren. Das hat ein prominenter Wissenschaftshistoriker, der Einstein gut kannte, ja auch getan, nämlich Max Jammer in seinem Buch „Einstein and Religion“. Ich persönlich würde Einsteins Innovationskraft weniger seinem Judentum zuschreiben als seinem totalen Mangel an Respekt für Autoritäten.

**Sie haben von Einsteins „Chuzpe“ gesprochen.**  
Ja, in Verbindung mit dem Jahr 1905, Einsteins „annus mirabilis“. Da ist er 26 Jahre alt und arbeitet als technischer

Angestellter dritter Klasse am Patentamt in Bern, weil er keine Anstellung als Hochschullehrer bekommt. Er hat ein kleines Kind auf dem Schoß, seine wissenschaftlichen Arbeiten betreibt er in der knappen Freizeit, und zwar mit Bleistift und Papier und ohne den Apparat einer Universität, ohne Assistenten, Labor und Fachbibliothek. In diesem einen Jahr veröffentlicht er vier Arbeiten, von denen jede einzelne ein neues Paradigma auf dem jeweiligen Gebiet der Physik begründet und die zusammen alle Probleme, Rätsel und Widersprüche der klassischen Physik auflösen. Und zehn Jahre später, nach vielen Irrwegen, kommt auch noch die Allgemeine Relativitätstheorie.

**Eigentlich ist die Relativitätstheorie eine Absolutheitstheorie. Raum und Zeit werden relativ, aber die Lichtge-**

**schwindigkeit ist absolut. Ein jüdisches Konzept. Monotheismus. Es werde Licht.**  
Nun, in der Allgemeinen Relativitätstheorie ist auch die Lichtgeschwindigkeit nicht unveränderlich. Aber Sie haben trotzdem nicht Unrecht. Einstein war mit dem Begriff „Relativität“ ja nicht glücklich. Denn die spezielle Relativitätstheorie sagt aus, dass eben nicht alles relativ ist. Nicht die Lichtgeschwindigkeit, vor allem nicht die Gesetze der Physik. Sie gelten überall und jederzeit. Deshalb schlug Einstein vor, nicht von der Relativitätstheorie zu sprechen, sondern vom „Invarianztheorem“. Aber da war es schon zu spät.

**Die Theorie des Big Bang folgt aus der Relativitätstheorie. Aber es war ein katholischer Priester, der sie zuerst formulierte. Zufall?**

In ganz Europa herrscht derzeit ein nationaler Machismus, sagt Tsangari, als wir sie via Skype in ihrem gemütlichen Büro in Harvard anrufen. (Dort gibt sie gerade Kurse.) Die griechische Gesellschaft spiegelt im Kleinen das Große. Überlegenheit, Sieg, Sexualität als Medium – also Machtdemonstrationen – beschreiben auch die politische Lage in Europa. Wie Yorgos im Film: Er will sich und den anderen unbedingt beweisen, dass er problemlos einen Steifen bekommt. Dabei gebe es etwas existenziell Unberechenbares: „Wir erleben eine völlig neue Situation in Bezug auf Ideen, Leidenschafts und Gefühle.“ Tsangaris globale Betrachtungsweise drückt sich auch darin aus, dass die Platzhirsche in „Chevalier“ das „My Big Fat Greek Wedding“-Stereotyp unterwandern, indem sie eben nicht ständig laut lachen oder herumburllen.

Sie sind konservative und tiefst unsichere Menschen, auch wenn manch ei-

Einstein wollte lange nicht akzeptieren, dass sich das Universum ausdehnt. Er hat ja seine Theorie zu modifizieren versucht, um diese Schlussfolgerung auszuschließen, die übrigens zuerst von einem russischen Juden gezogen wurde, Alexander Friedman. Georges Lemaitre, in der Tat ein katholischer Priester, hat wiederum als Erster gefragt: Was passiert, wenn man das expandierende Universum zurückverfolgt? Dann kommt man darauf, dass sich alles in einem einzigen Punkt zusammengeballt haben muss. Dass es einen Anfang gibt. Den Urknall.

**Wie sah Einstein das Verhältnis von Wissenschaft und Religion?**  
Es gibt dieses berühmte Einstein-Zitat: „Wissenschaft ohne Religion ist lahm, Religion ohne Wissenschaft ist blind.“ Aber was bedeutet das? Einmal fragte ihn ein New Yorker Rabbi, ob er an Gott glaube. Er antwortete: „Ich glaube an den Gott Spinozas. Ich glaube nicht an einen Gott, der sich für das interessiert, was die Menschen tun oder lassen.“ Der Gott Spinozas ist eigentlich die Natur, ihre Gesetze, ihre Harmonie. Einstein sah eine Evolution der Religion. Zuerst kam die Religion der Angst, um die höheren Mächte zu beschwichtigen. Dann kommt die jüdisch-christliche Religion der Moral, in deren Zentrum aber immer noch ein anthropomorpher Gott steht. Die dritte Stufe, die Religion Spinozas und Einsteins, nannte er kosmische Religion.

**In der Gott nicht würfelt.**  
Der Ausdruck bezieht sich auf die bis heute andauernde Debatte, die Einstein und Niels Bohr anstießen. Es geht um die Auslegung der Quantenphysik. Bohr und die Kopenhagener Schule sehen damit das Prinzip des Determinismus in der Physik aufgehoben. Einstein wollte das Prinzip des Determinismus und der objektiven Realität nicht aufgeben. Übrigens verbiestert ihn das wieder mit Spinoza. Denn Spinoza wurde auch deshalb aus der jüdischen Gemeinde Amsterdams ausgeschlossen, weil er den Determinismus nicht nur auf die physikalische Welt anwandte, sondern auch auf das persönliche Verhalten. Weil er den freien Willen ablehnte. Einstein glaubt also nicht an den Zufall als Grundlage des Universums, daher sein Spruch: Gott würfelt nicht. Und wissen Sie, was Bohr antwortete? „Schreiben Sie Gott nicht vor, was er tun und lassen soll.“

**Einsteins Name ist mit Berlin verbunden, wo er die Allgemeine Relativitätstheorie ausarbeitete. Aber die Theorie, die unser Denken viel mehr beeinflusst hat, kommt aus Wien, nämlich von Sigmund Freud. Dabei hat Freud in fast allem Unrecht, Einstein in fast allem Recht gehabt.**  
Freud mag in vielem Unrecht gehabt haben, er hat aber eine neue Art gelehrt, die Welt zu sehen. Das bleibt. Und auch wer Einsteins Theorien nicht begreift, wird von ihnen ergriffen. Denken Sie an das Jahr 1919, als die von Einstein vorhergesagte Lichtkrümmung experimentell bestätigt wird. Europa liegt nach dem Weltkrieg in Trümmern. Die Menschen zweifeln an allem, vor allem an sich selbst. Und da passiert etwas, das die Kraft der Wissenschaft und der Vernunft bestätigt und darum inmitten der Verzweiflung Hoffnung gibt. Das leisten die Naturwissenschaften bis heute.



Alter Grieche: Yorgos Kendoros verpasst Panos Koronis eine Abkühlung

# Herren des Rings

Das Boot ist toll und die Finanzkrise ganz weit weg: In der griechischen Komödie „Chevalier“ von Athina Rachel Tsangari, der interessantesten Regisseurin der Neuen Griechischen Welle, geht es um Machos und Muttersöhnchen bei einem Trip in der Ägäis

Plakativ betrachtet, müsste sich der Gewinner dieses infantilen Wettbewerbs am Ende einen Penisring überstülpen. Wer mit seinem Längsten in die engere Auswahl für solch einen Preis käme, kann man recht deutlich in einer Szene bestaunen. Obwohl es der griechischen Regisseurin Athina Rachel Tsangari – jetzt mal ganz metaphorisch betrachtet – gewiss nicht nur darum geht, das Klischee des gut bestückten südländischen Machos unnötig zu überhöhen. Dann doch lieber als Siegerprämie einen imposanten Siegelring für den männlichen (kleinen) Finger, einen „Chevalier“.



Filmische Ethnologin: Regisseurin Athina Rachel Tsangari („Attenberg“)

VON PHILIPP HAIBACH

Tsangaris gleichnamiger Film erzählt die Geschichte einer durch Beruf, Freund- und Verwandtschaft durcheinander gespülten Truppe von sechs Männern zwischen Ende 30 und Mitte 60, die auf einer Luxusyacht in der Ägäis immer neue und zum Teil recht profane oder absurde Jungen-Spielchen ausheckt.

Das Fischen ist auf die Dauer wohl nur etwas für alte Männer und das Meer. Letzteres spuckt beim Betrachten schnell eine aus der Langweile geborene Idee für ein wenig Abwechslung aus und hat eine simple Spielregel: Wer ist der Beste? Jeder bewertet jeden. Und so putzen die Konkurrenten das Silber an Bord, werfen Steine von der Küste übers flache

Wasser, tauschen Tintenfisch-Rezepte aus, rennen dabei wie Kampfrichter mit ihren Notizbüchlein herum, verteilen Punkte oder ziehen sie wieder ab. Dann bauen sie dunkle Billy-CD-Regale auf dem weißen Deck in stürmischer Windeseile zusammen, vergleichen ihre Blutzuckerspiegel (einer von ihnen ist ja schließlich Arzt) oder rufen ihre Frauen an, um sofort aufzulegen und abzuwarten, welche sich am schnellsten zurückmeldet.

Dass es nicht die Mama des pummeligen Muttersöhnchens Dimitris ist, überzeugend gespielt von Makis Papadimitriou, ist ein weiteres Klischee, das Tsangari, prominente Vertreterin des modernen griechischen Films und Mitbegründerin der sogenannten Greek Weird Wave,

in diesem Boot-Kammerspiel meisterhaft zu umschiffen weiß. Obwohl jenes Sensibelchen und Sammler komplett runder Steine – die gibt es gar nicht so oft, wie man glaubt – mit seinen vierzig Jahren immer noch zu Hause wohnt. Das Hotel Mama für männliche Kunden steht ja bereits wie gemeißelt auch an jeder Ecke Nordeuropas.

Tsangari wohnt derweil wieder in den USA. Nachdem sie ihr Literaturstudium in Thessaloniki beendet hatte, zog sie in den Neunzigerjahren das erste Mal nach New York und Texas und studierte ausgiebig Film, um später nach Griechenland zurückzukehren. Dort schuf sie mit wenig finanzieller Unterstützung durch die dortige Filmförderung, wie man sich denken kann, unter an-

derem die schräge und komisch-tragische Vater-Tochter-Geschichte „Attenberg“ (2010) – eine filmische Ethnologie und Referenz an den Tierfilmer Richard Attenborough. Sie wird nicht nur dank eines buchstäblich animalischen Zungenkusses zwischen zwei jungen Frauen in Erinnerung bleiben. Dann stand Tsangari selbst als perfekte Haushälterin in Richard Linklaters verklärender, tourismustauglichen Hella-Hommage „Before Midnight“ vor der Kamera.

Ließ sich am Schauplatz von „Attenberg“ hingegen ein heruntergekommener, trostloser Küstenort – der wirtschaftliche Niedergang des gebeutelten Landes trotz enormen Speichelflusses nicht gänzlich wegschlecken, so ist er in „Chevalier“ wie wegretu-

schiert: Das Boot des gastgebenden Arztes mitsamt seiner stylischen Inneneinrichtung lässt keine Wünsche übrig, die Pullover der Kontrahenten wirken teuer und der von den zwei Stewarts kredenzte Rote kommt aus der Flasche und nicht aus der mit dem Fünf-Liter-Hauswein-Kanister abgefüllten Karaffe. Gegessen wird mit Stoffservietten am gedeckten Tisch, einmal auch draußen, solange bis einer aufgibt, falls es ihm zu frisch werden sollte (noch so ein Spielchen). Das ganz normale Balzverhalten wohlstauer Europäer also, das bestens ohne die Präsenz von Frauen funktioniert. Und vielleicht dadurch sogar unverfälschter, verdichteter.

„Die griechische Gesellschaft spiegle im Kleinen das Große“,



Jetzt aber schnell: Zum absurden Wettkampf zwischen den sechs Urlaubern gehört auch das Zusammenbauen von Billy-Regalen



Acht Erwachsene und zwei Kinder bilden „Die Kommune“

## Großartig geschmacklos, diese Klamot

Tolle Déjà-vus: Thomas Vinterbergs Film „Die Kommune“ über eine Siebziger

Die Dänen galten mal als libidinöse Trendsetter Europas. Sie waren sozusagen die sexuellen Revolutionäre schlechthin, die Pornobranche ohne ihre Vorarbeit schlicht undenkbar.

VON BARBARA MÖLLER

Aber die Kommune haben sie nicht erfunden, die Kommune war eine deutsche Kreation. Sex and Crime unter einem Dach gewissermaßen, denn in der Kommune aller Kommunen, der Kommune 1 in Berlin, lebten ja nicht

nur Rainer Langhans und Uschi Obermeier, sondern auch die Linksterroristen Dieter Kunzelmann und Fritz Teufel.

Von einer „Kommune“ ist das, was wir in Thomas Vinterbergs neuem Film sehen, also weit entfernt. Da kann der Däne die Siebzigerjahre-WG, in die seine Eltern mit ihm zogen, noch so oft Kommune nennen – es wird keine draus. Wer in den 70ern studiert hat, kennt sich aus. Putzpläne (die nicht funktionierten), Kritik- und Selbstkritik-Abende im Gemeinschaftsraum, bei denen es auch um das Abwerfen

bürgerlicher Spießigkeiten, letztlich aber doch um den Ärger mit den Putzplänen ging. Heißer-Stuhl-Sitzungen, wenn ein Zimmer frei war, mit verzweifelten Interessenten, die einem Stein und Bein schworen, dass Putzen quasi ihre Leidenschaft war, wovon man aber nichts mehr merkte, wenn sie sich erst mal häuslich eingerichtet hatten.

Vinterbergs Film „Die Kommune“ spielt also in einer WG. Erik, Architekturdozent, Anfang 50 (Ulrich Thomsen), hat einen alten Kasten am Stadtrand von Kopenhagen geerbt. Den könnte



RAPID EYE MOVIES

sagt Tsangari, als wir sie via Skype in ihrem geräumigen Büro in Harvard anrufen. Dort gibt sie nämlich gerade Kurse. „Das Thema der Überlegenheit, des Sieges, der Sexualität als Medium, also Machtdemonstrationen, beschreiben auch die politische Lage in Europa. Wie Yorgos im Film: Er will sich und den anderen unbedingt beweisen, dass er problemlos einen Steifen bekommt.“

In ganz Europa herrsche derzeit ein nationaler Machismus, sagt Tsangari. „Und es gibt heutzutage etwas existenziell Unberechenbares. Wir erleben eine völlig neue Situation in Bezug auf Ideen, Leidenschaften und Gefühle.“ Tsangaris globale Betrachtungsweise drückt sich auch darin aus, dass die Platzhir-

sche in „Chevalier“ das „My Big Fat Greek Wedding“-Stereotyp unterwandern, indem sie eben nicht ständig laut lachen oder herumbrollen.

Sie sind konservative und zutiefst unsichere Menschen, auch wenn manch einer so umwerfend aussieht wie der Beau Sakis Rouvas. Allesamt sind sie Flüchtlinge aus dem Festland, keiner will am Ende mehr ins normale Leben zurück. Sie bleiben gar noch einen weiteren Tag auf der Yacht im Hafen. Und wie wenig erwartbare Griechenland-Folklore – immerhin wurde in einem der schönsten Länder Europas gedreht – Tsangari in dieses stille, humorvolle, sozialpsychologische Experiment integriert, lässt sich schon beim Licht ablesen. Es ist dieses ganz spezifische weiße

Licht, das man nur im Februar findet, während dicke Wolken über dem Meer das ewige Himmelblau des Sommers bedecken.

Pathos ist für die Griechin Tsangari ein Fremdwort, mag noch so viel klassischer Tragödienstoff wie Eros und Thanatos in ihrem Werk stecken. Welcher Regisseur käme schon ohne ihn aus. Nur die Finanzkrise ist verzichtbar. „Ich würde nie einen Film über sie filmen, vor allem, weil ich nicht glaube, dass sie eine rein griechische ist“, sagt Tsangari. „Wenn ich solch eine Botschaft in die Welt transportieren wollte, würde ich es per Post oder Facebook tun.“



Meisterhaftes Boot-Kammerspiel ohne Griechenland-Klischees

## ten!

jahre-WG

er im Handumdrehen verschern, aber seine Frau Anna (Trine Dyrholm) hält ihn davon ab. Sie will raus aus dem Mutter-Vater-Kind-Schema und mal was anderes erleben. Das klappt, kann man sagen. Erik fängt eine Affäre mit einer Studentin an. Er lebt wider Erwarten auf. Mit Anna geht's dafür bergab. Im Fernsehstudio sieht sie die bis dato bewunderte Starmoderatorin plötzlich hinter die Kulissen verfrachtet, und zu Hause zieht die Konkurrentin ein. War das so? Natürlich nicht. Aber der Regisseur, dem wir schon verstörende

Dramen wie „Das Fest“ oder „Die Jagd“ verdanken, will seinem Werk partout eine weitere filmische Familienaufstellung hinzufügen, und so gerät ihm der Stoff, aus dem jeder andere eine Komödie gemacht hätte, zur Semi-Tragödie mit durchaus unbarmherzigen Zügen. Fast könnte man den Verdacht kriegen, dass Vinterberg moralisch abrechnet, so, wie er mit der armen Anna umspringt. Trotzdem wird jeder, der damals in einer WG gelebt hat, größtes Vergnügen an seinen Déjà-vues haben. An den Klamotten (auf großartige Weise ge-

schmacklos), dem Nacktbaden (fröhlicher Usus), dem folgenlosen Gemecker (Warum bin ich eigentlich der einzige Depp, der in die Bier- und Weinkasse einzahlt!?). An schönen Sätzen wie diesem: „Du bist ein ganz warmer Mensch.“ So haben wir damals geredet. Aber während wir unglaublich jung waren damals, ist das Personal in Vinterbergs Versuchsanordnung viel zu alt. Erik und Anna sind die Elterngeneration derer, die das WG-Leben auf der Flucht vor Studentenabzockern und Küchenklos erfanden. Die 68er, lieber Thomas Vinterberg, waren nur die Erfinder des Kinderladens.



Ein großes Vergnügen

## Billige Zoten über Oralverkehr und Geschlechtsteile

Die Komödie „The Boss“ mit Melissa McCarthy bietet derbe Scherze und wenig dahinter

Melissa McCarthy ist ein Phänomen: Hierzulande kennen nur wenige ihren Namen, doch in den USA ist sie einer der erfolgreichsten Filmstars der Stunde. Egal ob „Spy – Susan Cooper Undercover“, „Taffe Mädels“ oder „Brautalarm“: Wenn die 45-Jährige in derben Frauen-Komödien mitspielt, klingeln die Kinokassen. Eine eigene Kleiderkollektion beim Homeshopping-Sender HSN und sympathische Auftritte wie zuletzt bei der Late-Night-Show von Jimmy Fallon runden den Eindruck ab: McCarthy ist „Everybody's Darling“. In Deutschland ist das noch ein wenig anders und so wie es aussieht, wird ihr neuester Film „The Boss – Dick im Geschäft“ daran nichts ändern.

Es geht darin um Michelle Darnell, schwerreiche Vorstandsvorsitzende von drei Riesenunternehmen, Motivationstrainerin und Powerfrau, wie es sie nur im Land von Oprah Winfrey und Martha Stewart geben kann.

Das schöne Leben hat kurz ein Ende, als Darnell wegen Insiderhandel ins Gefängnis muss. Zurück in Freiheit, quartiert sie sich bei ihrer alleinerziehenden früheren Assistentin (Kristen Bell, „Veronica Mars“) und deren Tochter Rachel ein. Bei deren Pfadfinder-Treffen soll der Wohltätigkeitsverkauf von Keksen vorangebracht werden, aber Darnell schmiedet einen eigenen Plan. Mit einem Brownie-Imperium soll es zurückgehen an die Spitze der US-Unternehmenswelt.

Das liest sich nicht nur wie ein reichlich hanebüchener Plot, sondern kam bei der US-Kritik auch genau so an. Die Charaktere blieben platt und der Inhalt sei „dünn wie Papier“, hieß es da. Ein Straßenkampf zwischen den „Darnell's Darlings“ und einer gegnerischen Pfadfindergruppe ist nach Meinung der „Chicago Sun“ die „verachtenswerteste, schlechtest-beraten, furchtbar ausgeführte und abso-

lut spektakulär unwitzigste Filmszene des Jahres“. Doch letztlich hat der Film nicht nur allgemein bei der Handlung, sondern auch in Sachen Witz ein Problem. Einige Sprüche landen dank des guten Gespürs für Timing von McCarthy. Den Kern aber bilden Zoten über Geschlechtsteile, Vagina-Operationen und Oralverkehr – mutmaßlich umso witziger, je lauter sie vor Kindern gerissen werden.

Zugute gehalten werden kann dem Film vielleicht noch, dass McCarthy zwar erneut das Abziehbild der lauten Dicken gibt, aber ihre massive Statur nicht für laue Gags eingesetzt wird. Aus anderen Filmen sind Zuschauer da durchaus Schlimmeres gewohnt. Gut getroffen ist auch der viele Unternehmensprech: Mit

Der Film hat nicht nur bei der Handlung, sondern auch in Sachen Witz ein Problem

Worthülsen über „das große Geld“ und den Weg an die Spitze durch harte Arbeit werden die stets vom Reichtum faszinierten Show-Großkapitalisten à la Donald Trump gut aufs Korn genommen.

Beides geht ebenfalls auf das Konto McCarthys, die hier auch als Produzentin und Drehbuchautorin gearbeitet hat. Ihr Mann Ben Falcone führte wie schon beim Erfolg „Tammy – Voll abgefahren“ auch hier Regie. Doch das war es dann auch schon.



Trotz Melissa McCarthy – einfach nicht lustig



DPA/UNIVERSAL PICTURES

McCarthy (hinten) und Bell können den Film nicht retten